

Unterhaltungs-Blatt.

Beilage

zur Preßburger Zeitung No. 31.

Freitag, den 21. April 1826.

Die Beleuchtung
wegen der erflehten,
glücklichen Genesung Sr. Majestät

des

Kaisers.

Wien, den 9ten April 1826.

Nach schwerem Krankenlager ging
Der allgeliebte Kaiser aus,
Und als die Nacht herunter hing,
Stand lichtervoll auch jedes Haus
Vom Erdgeschoße bis zum Dach,
Und keines stand im Eifer nach.

Die Stadt, musivisch von Rubin,
Achat und Gold, war Feenpracht.
Der Lichtkreis über ihr erschien,
Als stieg die Sonn' bei Mitternacht,
Und mitten aus der Erd' hervor,
Und breitete den Strahlenflor.

Wie im gezierten Büchersaal
Stand jedes Haus ein schönes Buch,
Das sich dem Leser anempfahl
Durch einen transparenten Spruch,
Und jedes Sprüchlein und Symbol
War ein Organ zu Franzens's Wohl.

Aus Fenstern und auf Straßen klang
Aus jedem Winkel her, entzückt,
Der vaterländische Gesang,
Und: „Gott! du hast uns reich beglückt.
Wir danken Dir den Vater hoch!
Erhalte Ihn uns lange noch!“

„Die Hauptbeleuchtung aber stand,
Der liebste, hellste Dankeschwur,
Der unserm Kaiser je gebrannt,
Nicht vor dem Haus und Fenster nur,
Das schönste Licht brannt' in dem Haus,
Das sprach die reinste Freude aus.“

„Man dürste nur zu Stuben gehn,
Wo Franzens milde Vaterhand
Den Trost und Hilfsbedürftigen
So oft den Segen hingesandt.
Zu welchen Armen drang er nicht?
Da brannt' des Kaisers schönstes Licht.“

„Durch treue, fromme Boten weiß
Der gute Kaiser, unser Hort,
Den Kranken, wie den schwachen Greis
Wohl zu erkunden hier und dort.
Den Armen brennt ein einzig Licht,
Doch das wie schön! sie schmachten nicht.“

„Wie manche Witwe sieht ihr Kind,
Das sonst erwuchs in Dürftigkeit,
Stumm gar, gehörlos oder blind, —
Und in der Anstalt nun gedeih't.
Der fehlt bei ihrem kleinen Licht
Doch sicher Dank und Freude nicht.“

„In mancher Kirche brannte heut
Dem Bether in dem Winkel fern
Kein Lichtlein zu der Vesperzeit,
Doch leuchtet hell sein Augenstern
Vor Freude, daß er im Gebeth'
Für Franzens nicht umsonst gefleht.“

„Der Jüngling mit der Feuerkraft,
Durch Vorbild und durch Unterricht
Der Andacht, Kunst und Wissenschaft,
Er trägt in sich ein hehres Licht,
Und wird des Staates Stolz und Zier.
Wem dankt er es? — Dir, Kaiser, Dir!“

„Die Jungfrau treu in jedem Land,
So weit Dein Scepter reicht, gibt
Als Braut nur jenem Herz und Hand,
Der dich auch, ihren Kaiser, liebt.
Woher dieß Licht ihr, stark und mild?
Aus Deiner Ehe Musterbild.“

„Der Krieger, dem die Feier rührt,
Und der auf seinem Ruhme ruht,
Wozu der Kaiser ihn geführt,
Ruft großen Blick's mit stolzem Muth:“
„Mein Kaiser braucht von mir kein Licht;
Ihm glänzet meiner Ehre Pflicht.“

„Der Landmann, welcher über Wien
Die breite Lichtflur steigen sieht,
Mit seinen Kindern auf den Kni'en
Spricht mit entzündetem Gemüth:“
„So lang uns Gott den Kaiser läßt,
Ist jeder Abend uns ein Fest!“

„So wird in manchem Bau' zum Heil
Der Lande Dein unsterblich Gut,
Wann stets beklagt Dein sterblich Theil
Schon längst bei Deinen Ahnen ruht,
Fromm wirken noch als mildes Licht,
Wovon der Dank der Nachwelt spricht.“

So glänzt in Deinem weiten Staat
Dir, Vater Franz, ein Lichterheer,
Als Deines Segens Sternensaat.
Der Völker Treue ist Gewähr,
Daß dieser Glanz Dir nie vergeht,
So lang' Dein hoher Stamm besteht.

„Und muß besteh'n durch alle Zeit;
Denn mit der Sonne ew'gen Lauf
Geht edler Herrscher Herrlichkeit
Und mildes Auge täglich auf,
Und leuchtet fort von Sohn zu Sohn
Auf Volk und Herr, auf Land und Thron.“

„O, wandle, guter Kaiser, spät
Noch leuchtend uns mit Deinem Blick
Der Liebe, Huld und Majestät!
Dein Leben ist auch unser Glück,
Und unser Glück Dein einzig' Ziel,
Und Dein ersehntestes Gefühl!

* * *

So sprachen sich die Treuen aus
In dieser lichten Feiernacht,
Und hell erklang's im Kaiserhaus:
Der Völker Lieb' ist meine Pracht!
Gemach erlosch der Lampen Licht, —
Doch das der treuen Herzen nicht.

B ü r g e r t r e u e .

Friedrich der Sanftmüthige, Kurfürst von Sachsen, der Vater der Prinzen Ernst und Albert, von welchen die sämmtlichen noch jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammen, regierte anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm. Böse Rathgeber störten aber das gute Vernehmen zwischen beiden, und nach wenig Jahren war ein Bruderkrieg seinem Ausbruche nahe. Zwar kam im Jahr 1445 zu Halle ein Vergleich zu Stande, der das gute Vernehmen wieder herzustellen schien; allein dieser Vergleich, unter dem Namen des hallischen Machtspruchs bekannt, wurde nicht gehalten. Das Mißverständniß zwischen den beiden Brü-

dern nahm täglich zu, und brach 1447 zu einem öffentlichen Kriege aus. Beide zogen mit großen Heeren gegen einander, und einer verwüstete die Länder des andern auf die schrecklichste Art.

Friedrich hatte sich in diesem Kriege der Stadt Freiberg bemächtigt. Nachdem er an der Spitze eines ansehnlichen Heeres seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte, gab er den Einwohnern derselben wiederholt den strengen Befehl, ihn sogleich zu huldigen, und eine gewisse Anzahl Leute für ihn in den Krieg zu stellen.

Die Stadt gerieth in die äußerste Bestürzung. Der Rath versammelte sich, um zu überlegen, was zu thun sei. Die Frage war, ob man dem Sieger gehorchen, oder dem bisherigen Regenten Wilhelm, dem man den Eid der Treue geschworen hatte, denselben auch jetzt noch zu halten verbunden wäre? Offenbar war das erste in der gegenwärtigen Lage der Stadt sicherer, allein das zweite wurde vorgezogen, und zwar des Gewissens wegen. Einmüthig beschloß der Rath, das Aeußerste zu wagen.

Schon hatte Friedrich seine Soldaten auf dem Marktplatz versammelt, und er selbst befand sich zu Pferd an ihrer Spitze, um sich den Huldigungseid schwören zu lassen. Da traten sämtliche Mitglieder des Rathes der Stadt Freiberg in feierlichem Zuge vor den Kurfürsten, Paar und Paar mit entblößtem Haupte, und mit dem Sterbekleide an ihrem Arme. Vor ihnen her ging Nikolaus Werner von Molsdorf, Bürgermeister der Stadt, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißen Haaren. Dieser erklärte freimüthig im Na-

men aller Anwesenden: sie hätten einmal ihrem bisherigen Regenten den Eid der Treue geschworen, und würden sich nie entschließen, diesen Eid zu brechen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn die Waffen zu tragen. Zwar hätten sie das Vertrauen zu ihm, dem Kurfürsten, daß er von seinem strengen Befehl abstehe, werde, aber wenn er darauf beharre, so wollten sie lieber sterben, als ihrem Schwure untreu werden. „Und ich, so schloß der ehrwürdige Greis seine Rede, indem er niederknieete und sein Haupt darbot, ich will der erste seyn, und mir meinen grauen Kopf abschlagen lassen, wenn es verlangt wird.“

Welches fühlende Herz hätte diesem rührenden Anblicke widerstehen können? Dem Kurfürsten rollten die Thränen aus den Augen, und tief bewegt sprach er mit freundlicher Miene zu dem Greise, indem er ihm auf die Achsel klopfte: „Nicht Kopf ab, nicht Kopf ab! Solcher ehrlicher Leute, wie du, die Eid und Pflicht so treu bewahren, bedürfen wir noch länger in der Welt!“

Der Krieg wurde inzwischen mit wachsender Erbitterung fortgesetzt. Noch im Jahr 1450 ließ Wilhelm, von Natur zum Zorn und zur Rache sehr geneigt, in der Stadt Gera allein mehr als 5000 Unglückliche ermorden, weil der damalige Herr von Gera, Heinrich, es mit dem Kurfürsten hielt, und dem Herzoge ins Land gefallen war. Der letztere schlug hartnäckig die Anträge zu einer Versöhnung aus, und fuhr fort seinen Bruder auf alle Art, zu beleidigen, und seinem Lande Schaden zuzufügen. Ein Zufall trug viel dazu bei, den Frieden unter den Brüdern herzu-

stellen. Als nemlich Wilhelm eines Tages mit etlichen Leuten in einiger Entfernung um das Lager des Kurfürsten ritt, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, trat ein Kanonier zu dem Kurfürsten, und erbot sich, seinen bösen Feind, den Herzog nieder zu schießen. Aber in Friedrich regte sich das Bruderherz: „Du magst schießen, antwortete er, wenn du willst, aber meinen Bruder sollst du mir nicht treffen.“ — Als diese Rede zu Wilhelms Ohren kam, konnte sein Herz, so hart es bisher gewesen war, den Eindrücken der Nührung nicht mehr widerstehen. Es kam bald darauf, unter Vermittlung des Kaisers, ein Vergleich zu Stande, und die bösen Rathgeber wurden aus dem Lande gejagt.

Die drei Wahrzeichen.

Ein bekannter Schriftsteller behauptet, man könne einen Deutschen, einen Franzosen, und einen Engländer untrüglich bei einem Glase Wein erkennen, in dem eine Fliege läge. Der Deutsche schnelle die Fliege aus dem Glase; der Franzose nähme sie zierlich heraus; der Engländer aber ließe Wein und Fliege stehen, und fordere ein reines Glas.

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Gastwirth hatte an einem schönen Frühlingstage zahlreichen Besuch, ein Freund fragte ihn: wie viel Gäste er wohl habe? Der Wirth erwiedert: oben auf dem Saale ist die Hälfte aller Gäste und ein hal-

ber Gast, von den noch übrigen ist die Hälfte aller Gäste und ein halber Gast im Gartenhause, von dem Reste ist wieder die Hälfte und eine halbe Person in der Gaststube, und die nun noch übrigen 9 sind, wie du siehst, bei mir. Daraus wirst du Rechnungsliebhaber, die gange Zahl leicht berechnen können.

A n e k d o t e.

Ein Arzt, der selten die Comödie besucht, läßt sich eines Abends dazu bereden. Wie er nach Hause kommt, ist seine Börse fort, die unter andern auch eine Schaumünze enthielt, an der ihm viel lag. Des andern Morgens wird der Arzt zu einem Kranken gerufen, er verwechselt die Nummer und kömmt in ein anderes Zimmer, wo ein Unbekannter im Bett liegt und schläft, neben ihm auf einen Tisch lag der gestohlene Beutel. Der Eigenthümer steckt ihn zu sich, geht an das Bett und weckt den Schläfer mit ein Paar Ohrfeigen. — gebiethet ihm in 2 Stunden die Stadt zu verlassen, und geht dann ruhig wieder zur Thür hinaus.

C h a r a d e.

Vom ersten hört Ihr gute Lehren,
Vom Trug des Zweiten hütet Euch!
Das Ganze kann im Amt sogleich
Der Arbeit treue Ebenbilder Euch gewähren.
